

Port Bou

Autor(en): **Schweikert, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **68 (1994)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Port Bou

Schicksal und Charakter werden gemeinhin als kausal verbunden angesehen, und der Charakter wird als eine Ursache des Schicksals bezeichnet.

Irgendwie war sie wieder zum Fräulein geworden. Sie hatte doch im Kopf die richtige Vorstellung. Jetzt war sie bald siebenundzwanzig, bald so alt wie ihre Mutter 1957, eine Grenzgängerin aus dem badischen Rheinfeldern, angestellt in einer Basler Baufirma als Sekretärin. Natürlich ein Fräulein auch die Mutter, damals. Ihre adoleszenten Pickel hatten sich bereits nach innen gewendet, sie war eben erwachsen, an Haut und Knochen aus dem Kinderbett gewachsen; des Nachts schlief sie im ehemaligen Eheschlafzimmer der Eltern, an Vaters Platz, an des toten Vaters Stätte, neben ihrer leise schnarchenden verwitweten Mutter, und ihr fahles aschblondes Haar zeigte Spuren von Grau. Die Herren im Büro, Familienväter alle, machten sich manchmal einen Spaß daraus, ihr biedermeierliches Wesen mit Seitensprunggeschichten zu erschüttern.

Der Gedanke, welcher dabei zugrunde liegt, ist folgender: wäre einerseits der Charakter eines Menschen, d. h. also auch seine Art und Weise zu reagieren, in allen Einzelheiten bekannt und wäre andererseits das Weltgeschehen bekannt in jenen Bezirken, in denen es an jenen Charakter heranträte ...

Sie, die Tochter, die jetzt dann siebenundzwanzigjährig wurde, hatte irgendwann, mitten in einem dieser schwülen Hoch-

sommertage, aufgehört, sich die Zähne zu putzen. Sie dachte sich dabei nichts Bestimmtes; aber unablässig wippte ihr Körper im Rhythmus eines Kinderliedes durch die Straßen: die Zähne sind zum Küssen da, zum Küssen da, zum Küssen da; hinzu fügte sich als eine zweite, schrille Kopfstimme Penthesilea mit Kleists Worten: Küsse, Bisse, das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt, kann schon das eine für das andre greifen.

Des Fräuleins Zähne waren in dieser Hinsicht arbeitslos, seit längerem bereits, genauer seit fünfzehn Jahren, seit dem letzten Vaterkuß, der ihr als Tochter galt, und somit handelte sie unzweifelhaft ökonomisch in dieser Hochsommerhitze, als sie ihre Zahnbürste zuoberst im Spiegelschrank verstaute und ihr einziges riesigrotes Badetuch langsam dem Schimmel überließ.

... so ließe sich genau sagen, was jenem Charakter sowohl widerfahren als von ihm vollzogen werden würde. Das heißt, sein Schicksal wäre bekannt.

Soweit Walter Benjamin in seinem Essay «Schicksal und Charakter», den sie nie gelesen hatte, bis auf ein kurzes Zitat, das eines Morgens auf ihrem Kantonsschülerinnenpult gelegen hatte, das war vor acht Jahren gewesen.

Benjamin war am selben Tag wie sie geboren, wenn auch über 70 Jahre und zwei Weltkriege früher, und so wählte sie sich für die Lösung ihres verknoteten Schick-

sals Benjamins letzten Lebens- und Todesort; oder vielleicht war eben dieses ihr *Schicksal* eine Täterin, eine handelnde Instanz, die sie dorthin verschlug, an diesen nicht sonderlich trostreichen spanischen Grenzort.

Das Fräulein von 1957 nahm in jener Hochsommerzeit ihren ersten Kuß in Empfang. Sie hatte Jutta während der obligaten Jungmädchentortur im Welschland kennengelernt, an einem von zwei freien Wochenenden, die ihr von ihrer Madame während des ganzen Jahres gestattet wurden; mit ihrer Freundin Jutta also war sie nach Spanien gefahren, eine begleitete Carreise mit Kuoni, das leisteten sie sich, es waren ihre ersten eigenen Ferien, es war ihr erstes eigenes Meer, das sie zu spüren bekamen. Sie, Roswitha, wohnte ja noch billig zu Hause, aß, wenn sie abends müde über die Grenze ins badische Rheinfeldern kam, Mutters aufgewärmtes Mittagessen auf, setzte sich mit einem Buch, das zu meist von treuer Frauenliebe handelte, ans Stubenfenster der Zweizimmerwohnung und starrte zwischen dem Umblättern der Seiten nach draußen. Da waren sie alle beschäftigt mit dem Aufschwung der Konjunktur; selten ging abends einer alleine vorbei, noch seltener eine. Häufiger eine und einer, eine und eine, oder einer und einer, zwei und zwei und zwei. Im Bett legte Roswitha sich ein Kissen unter die Füße, um ihre geschwellenen Beine zu entlasten. Die Beine waren jung und ka-

putt von jahrelanger Arbeit im Hotel: stehen, stehen, am Buffet, in der Küche, zwölf Stunden am Tag, in der Hauptsaison vierzehn. Das kannst du mir glauben, sagt meine Mutter Roswitha zu mir, 1948 war ich froh, in einem Schweizer Hotel arbeiten zu können; sie war achtzehn und ihr Vater war tot, der ältere Bruder gefallen. Jeden Samstag heizten sie mit Holz oder Briketts den Boiler auf und badeten. Zuerst Roswitha, dann ihre Mutter; nach dem Bad legten sie ihre rotgeschrubbten Körper in frische weiße Nachthemden nebeneinander und träumten manchmal von elektrischen Heizöfen.

Über den Sonntag rede ich nicht. Der Sonntag setzte einem langen Wochensatz den göttlichen Schlußpunkt. Und dieser kreisrunde Ablauf, so dachte Roswitha 1957, würde sich wieder und wieder wiederholen in diesem zufriedenstellend langsamen Rhythmus, wenn nicht!, oder: bis! eines Tages, am besten in Basel, sie lieben die Schweiz, ihre Mutter und sie; bis eines Tages eine Junggesellenbude darauf warten würde, von ihr in ein häusliches Heim verwandelt zu werden. Und diese Vorstellung leuchtete als Silberstreif am Horizont vom Fräuleinhirn...: lieber lebenslängliche Hausfrau als lebenslängliche Sekretärin.

Die Tochter stockt hier in der Erinnerung, etwas hat sie gepackt, sie ist ja jetzt so alt wie ihre Mutter damals, 1957. Und wo, bitte, ist ihr Traum vom häuslichen Heim

geblieben, den sie gelernt hat zu haben? Das häusliche Heim hat sie zwar zur Genüge, aber den Traum? Wenn sie die Zähne noch weiter nicht putzt, kann sie den Traum glatt in die Vergangenheit schmeißen, die sie nie gelebt hat: ihr Leben steht noch immer als ein Brett vor ihrem Kopf, im Gegensatz zu Walter Benjamin, der sich dieses Brett vor dem Kopf wegnahm, der sich also das Leben nahm, der auf der Flucht vor den Häschern der Gestapo 1940 in Port Bou in den Freitod getrieben wurde ... was man von ihr nicht behaupten kann, glücklicherweise nicht; sie singt nur manchmal leise: *all my life, still ahead, pity me* ...

Sie, die Tochter, hatte aus ihren drei jeweils einmaligen Liebhabern drei Kinder gezogen. Da sie zu diesen Zeitpunkten nicht frigide war, lösten die alle drei Jahre stattfindenden Orgasmuskontraktionen zuverlässig den Eisprung aus. So wurde sie Mutter mit 19, 22 und 25. Sie sieht schon das Schicksal sich bemühen, ihr den nächsten Liebhaber bereitzustellen, auf daß der Dreijahresrhythmus gewahrt werde ...

Weil kein Mensch ihr einen Ehemann zutraute, wurde sie kurz nach den Schwangerschaften wieder Fräulein genannt, trotz ihren leicht hängenden, vom Milchgewicht blaugeäderten Brüsten, aber die Adern sah ja auch keiner.

Auf dem schwarzweißen Foto von Spanien schimmerten schon die Krampfadern. Ihr Vater also hatte solche Krampfadern ge-

nommen, sie geheiratet, und er hatte sich auf sie draufgelegt, er, mit seinen perfekten braunglänzenden Beinen, ebenbürtig denjenigen von griechischen Götterstatuen. Diesen Vater konnte sie nur verachten. Warum hast du bloß diese gräßliche Frau geheiratet, die meine Mutter ist, dieses reine Dienstleistungsgeschöpf, hatte sie ihn gefragt, als sie schon über zwanzig war, so ernsthaft, als sei sie noch ein Kind. Er hatte etwas gemurmelt, das sich anhörte wie eine Entschuldigung: Verpflichtung zur Familie als Keimzelle des Staates. Und er hatte hinzugefügt, diesmal mit leisem Vorwurf über die ungebührliche Frage: deine Mutter ist wirklich eine gute Mutter. Wie sie daherkam; sie ging wie auf Stelzen über den hochglanzpolierten Kantonshauptstadtboden; und den Mund öffnete sie immer weniger, je heißer es wurde. Abends um zehn, allein mit ihrem Mund, beginnt sie sich herzurichten, schmiert sich den Mund voll mit Lippenstift, Farbe classic red, Marilyn, du hast 'nen Mund wie Marilyn, singt sie, das hat ihr mal einer gesagt, und sie dann doch nicht geküßt, sie sprays sich natürliches Pfefferminzaroma gegen den Mundgeruch in den Rachen und setzt sich vor den Fernseher, dicht, ganz dicht, und mit diesem arbeitslosen Saugnapf von Mund zieht sie die Männerzungen sämtlicher Kultursendungsköpfe tief in sich hinein, und tut so, als gäbe es daran etwas zu kauen, am Staub, den sie vom Bildschirm leckt. Am nächsten Mor-

gen putzt sie den verschmierten Bildschirm mit Ajax glasklar.

Ein Schuhhändler verpaßte ihr den ersten Kuß. Kurz nach dem Foto, gut hatte er das hingekriegt, die beiden Frauen im Wettstreit um Fotogenität, um des Fotografen Gunst, der aus ihnen Kunst machen würde; Roswithas fahles aschblondes Haar fiel einfach göttlich, man muß den richtigen Moment erwischen, dachte er, und küßte Fräulein Roswitha Hauser mitten auf den Mund. Der erschrak ob dem Feuchtwarmen, und Roswitha drehte sich samt ihrem nassen Mund entschieden weg. Und sie hatte drei Kinder, und war noch nie geküßt worden, wenn sie von den Vaterküssen absah.

Die Ruhe an den Abenden nach neun Uhr sprengt ihr den Kopf, wenn die Kinder schlafen. Sie träumt vom Kuß, der kommen wird, noch dieses Jahr, das steht ihr fest; schon in der Kußvorstellung klappen ihr die Augendeckel runter, wie sie es im Film gesehen hat; ihre Lippen öffnen sich, sie atmet heftiger, bis sie ihre Mundhöhle riecht, nein, die kann keiner küssen, die erträgt nur sie allein.

Die Kinder sind an Stelle ihres Stolzes getreten; die Kinder sind ihr ganzer Stolz.

Das mußte man sich bieten lassen auf einer begleiteten Carreise mit Kuoni 1957, als es noch keine Pille gab: daß man geküßt wurde ohne die vorbereitende Konversation. Der Schuhhändler Walther brauchte eine Frau fürs Geschäft, das wußte Roswi-

tha Hauser, geboren 1930 auf dem Hotzenwald, das interessierte sie, wir haben den Krieg überlebt, sagt sie oft zu mir, die ich ihre Tochter bin, das schärft den Sinn für Realitäten, für Fleisch und Brot. Walther hatte zu Beginn der Reise seine Heiratsabsicht bekanntgegeben; er sei sicher, die Geeignete befinde sich unter den mitreisenden Damen, schließlich fahre er nicht nur zum bloßen Vergnügen im spanischen Himmelblau umher, schon das Wort Ferien habe für ihn den billigsten Geschmack.

Und sie hockt in ihrer Dreizimmerwohnung für ledige Mütter, gesponsert von der heiligen katholischen Kirche, an die sie glaubt wegen des heiligen Geistes, der sein Füllhorn über ihre Armseligkeit ausgeschüttet hat, und wartet auf ihren siebenundzwanzigsten Geburtstag. Von ihren Liebhabern sind ihr, nebst diesen Kindern, drei halbvolle Zigarettenschachteln geblieben; jede einzelne Zigarette ein Fest. Zur Feier des kommenden Tages würgt sie an einem Glimmstengel, welcher eine Wärme der abgibt!, und es würgt ihr den allerersten Liebhaber hoch, den Geliebten aus halben Kindertagen. Ich geb dir's ins Maul, das schmeckt gut, ja, du wirst sehen, komm, deine Mutter, die Alte, die will ja nicht mehr. Der Geliebte keucht, er riecht nach Zahnarzt, wie sollte er anders riechen, er ist einer, und er singt für das Kind Mutters Lieblingslied aus irgendeiner Operette: meine Liebe, deine Liebe, die sind beide gleich, ich lieb dich und du

liebst mich und da ist alles drin, ha ha ha ha, ha ha ha ha ... c, e, g, e, ... cis, fis, giis, aah, aah, aah. Sie schmeckt den Ton, wie er in ihrem Mund zerfließt, die Vaterntonleiter stoppt.

Von diesem Liebhaber blieben keine Zigaretten übrig, das ist nichts für kleine Mädchen.

Tage nach dem Kuß, der eintraf in Sevilla im August 1957; immer laut Jutta Moosbrugger, die ich in ihrem Holzhäuschen in Ammerbuch 1 Entringen bei Tübingen befragt habe; Mutter will sich nicht erinnern an das Fräulein von 1957, das sie ja einst war, und wenn sie sich erinnern wollte, würde sie mir, ihrem Tochterfräulein, niemals Details über ihr erotisches Voreheleben preisgeben, sie weiß ja, ich würde sie mißbrauchen, ich würde mir stinkfrech alles aufschreiben; Tage nach dem Kuß also, entschloß sich Roswitha, den Heiratsantrag Walthers abzulehnen, der ja kommen mußte, den sie nach diesem Kuß erst täglich, später stündlich dann erwartete. Es wäre mir peinlich, sagt sie zu Jutta nachts im lärmigen Hotelzimmer in Barcelona, der letzten Station vor der Heimkehr; ich bin ja erst seit kurzem in der Baufirma, und wenn ich jetzt in den Schuhhandel einheiraten würde, dann hätte die Firma ja gar nichts von mir gehabt, bisher bin ich ja eher eine Last gewesen für die, weißt du ... Genug, Roswitha kann sich ihre guten Gründe sparen, Walther hätte dieses Haar natürlich nie ge-

nommen, das war zu weich, zu seidenfein hing's an der Roswitha herab, daran konnte kein Mensch sich aus dem Sumpf ziehen, in den sein Schuhhandel abgesunken war.

Die Dreizimmerwohnung macht sie nervös am Vorabend ihres siebenundzwanzigsten Geburtstages; sie schleicht sich ins Kinderzimmer. Die Kinder schlafen übereinandergeschachtelt, mit offenen Mündern, als könnte nichts sie verletzen, nichts in sie eindringen, sie schlafen zu dritt im Doppelbett, ein sanft atmender Haufen: sechzig Kilogramm träumendes Kinderfleisch, das sich aneinander klammert, weil es zusammengehört und sich gegen die Mutter verschworen hat; denke ich, die Mutter, streife wie ein müder Tiger durch meine beiden Räume und halte diese Weite kaum noch aus. Wenn es doch enger wäre, schmaler, pitzeputzklein!, wenn sie nur irgendwo eingeschnürt wäre, diese Ichsperson, bewegungsunfähig an einen Küchenstuhl gefesselt, oder ihr Denken wenigstens, wie leicht wäre da der Hohlraum zwischen dem Tag und der Nacht und dem folgenden Tag zu ertragen!

Vor acht Jahren hatte sie die Schule verlassen. Irgendwoher hatte sie diesen Virus, den blasphemischen, wie ihr Vater ihn taxierte, ihre Gottesbegabungen auszuschlagen, oder war es einfach die Weigerung, erwachsen zu werden, die sie als Spitzenschülerin, ein Jahr vor der Matura, schwanger werden und die Schule verlas-

sen ließ. Seither lebt sie irgendwie, zumeist vom Vaterzahnarztgeld, das kann er immerhin von den Steuern abziehen; vom Fastenopfer für die Alleinerziehenden, von Gelegenheitsjobs als Weihnachtsaushilfe an der MigrosMultiMarktkasse. Für den Service ist sie zu ungeglättet, zu ungeschickt, oder dann bietet sie den Männern zuwenig Anblicksfläche, kein Restaurant kann sie gebrauchen, nicht mal eine Alternativkneipe, die schon gar nicht; wie kann eine Frau heute noch drei Kinder bekommen und sich in die Vaterabhängigkeit zurückziehen. Auch für den Vater ist es eine Perversion, was aus seinem Fräulein Tochter geworden ist, bildhübsch sei sie als Baby gewesen, und blitzgescheit als Vierjährige. (Und wohl sehr sexy als Zehnjährige, möchte ich hinzufügen, leise natürlich, damit die Vaterohren nicht hinhören müssen; damit die Vaterohren nicht beleidigt werden.)

Und jetzt, sagt der Vater weiter, ist sie die Verkehrtheit in Person, wobei er Schwierigkeiten hat, in der Tochter eine Person zu sehen, er als Lateiner. Person kommt von per-sonare, hat er ihr erklärt, was soviel heißt wie hindurchtönen, und bei ihr töne außer dem Kindergeschrei gar nichts mehr durch, das aber sei durchdringend. Ein Glück ist dem Vater geblieben: sein Büro, das ihn isoliert von den Menschengerauschen.

Roswitha kehrte ohne Heiratsantrag ins deutsche Grenzstädtchen zurück. Walther

schickte ihr Ende November das Foto, Roswitha und Jutta im Sommerkostüm, die Sonnenbrille neckisch über die Stirn geschoben. Roswitha schämte sich für ihr so einladend fallendes Haar und mußte Walther Notwehr zugestehen. Der feuchtwarme Schreck am Mund ist ihr in der Novemberkälte tiefgefroren, nur der Bürochef der Baufirma stellt an Roswithas Mündchen eine leichte Verfräulichung fest, die sich aber nicht bestätigt, als er diese Verfräulichung mit einem Griff unter den Rock testen will; er zieht seine Hand trocken unter ihrem Schoß hervor.

Vor acht Jahren war sie ein interessanter Fall, ein ergiebiges Studienobjekt mancher Lehrkräfte dieser Kantonsschule, die im Nebenfach Psychologie studiert hatten und nach praktischer Anwendung gierten. Ein störrisches Kind sei sie, ein lächerlich rebellischer Teenager, diese Mittelschichtstochter, der Vater ein stadtbekannter Zahnarzt, seine Ehefrau dem Vernehmen nach eine tüchtige Hausfrau, eine treusorgende Mutter; jawohl, ein Trotzkopf sei diese Tochter, ein Brett vor dem Kopf habe sie, der sei ihr Hirn vernagelt; Drogen vielleicht. Im Lehrerzimmer wurden allgemein die Eltern bedauert, mit solch einer Tochter, die sich der Vernunft der Aufklärung entziehe, die der Geschichtslehrer als Höhepunkt der abendländischen und damit überhaupt der Weltkultur hervorgehoben habe; mit solch einer Tochter also, die sich einfach aufs Schicksal berufe,

das sie zur Mutterschaft bestimme, und zu nichts anderem.

Und der Geschichtslehrer, der sich dem Vater besonders verbunden fühlte, weil sie beide Altherren in derselben Studentenverbindung waren, vulgo Spuck der eine, vulgo Zuck der andere; der Geschichtslehrer legte seiner schwangeren Schülerin eines Morgens einen mit Schreibmaschine beschriebenen Zettel aufs Pult, jedenfalls mußte sie annehmen, das Präsent komme von ihm:

... *Wo Charakter ist, da wird mit Sicherheit Schicksal nicht sein und im Zusammenhang des Schicksals Charakter nicht angetroffen werden.* Walter Benjamin, aus: Schicksal und Charakter, 1919

Ihre Liebhaber hatten keine Namen, und sie befanden sich auf der Durchreise. Ich nehme die Pille, hatte sie einmal gelogen, es kann nichts passieren. Bei den andern beiden Männern hatte sie nicht einmal diese billige Lüge gebraucht; sie gaben sich ohne eine Versicherung zufrieden. Die Rechnung der Männer, wenn sie denn eine angestellt haben, ist ohne einen Rest aufgegangen, wie die ihres ersten Liebhabers, dieses feinfingrigen Zahnarztes mit den perfekten braunglänzenden Beinen, ebenbürtig denjenigen einer griechischen Götterstatue, von dem sie den Spruch hat: es passiert dir nichts, wenn du das Geheimnis für dich behältst. Sie hat das Geheimnis für sich behalten, und diese Haltung gibt ihr einen Halt.

Der Geburtstag spült ihr im Zigarettenrausch noch mehr Vergangenheit ins Hirn, sie hat sich schon die zweite Zigarette angezündet, die Vergangenheit der Mutter: sie sieht das Fräulein aus den Fünfigern durch die Sechziger rennen, nun doch dringend einem Ehemann hinterher, den sie 1964 erwischt und vor den katholischen Altar schleppt, das Fräulein ist vierunddreißig, und ihr Gesicht ist vor Anstrengung fleckig geworden, beim Ehemann ist eine Muskelverhärtung um die Augen zu konstatieren; so beginnt der Ernst des Lebens. Die Heirat heißt Einmündung in die Zielgerade. Die Ehe ist eine Besserungsanstalt, wo die Ehefrau unter Einsatz und Aufopferung sämtlicher Fähigkeiten aus dem vertrockneten Junggesellen den glücklichen Ehemann herauspreßt. Dem Fräulein Roswitha, nach der planmäßigen Entjungferung in der Hochzeitsnacht nunmehr des Ehemanns Rösli, werden infolge der Heirat vier klinische Spitalgeburten geschenkt, und der Sekretärinnenberuf, der ja nie eine Profession war, hängt am langen Nagel. Erst muß die Junggesellenbude, vorsichtig an Vaters Wahrnehmung vorbei, von den ungelesenen, aber zweifellos wertvollen Feuilletons der letzten beiden Jahrzehnte befreit werden, und später das Einfamilienhaus vom Kindermist, der sich unermüdlich erneuert.

Während sie, die Mutter, die auch meine Mutter ist, ihre Kinder mit letzter Kraft ins Leben hinaus preßte, während die Ärzte

aus ihrem langsam sich verfettenden Schoß mit der Saugglocke alle eineinhalb Jahre wieder bis zum Klimakterium einen winzigen, blauverfärbten oder schon todweißen Menschenkörper zerzten, während also die Mutter bei den Geburten echte biblische Frauenarbeit leistete, fuhren die drei Tochterkinder aus der Tochter heraus, als ließen sie die Hölle hinter sich zurück. Die Kinder fielen ihr so einfach aus dem Schoß, wie sie in ihn hineingefallen waren, mit derselben erbarmungslosen Präzision. Überhaupt hätte ich ein unglaublich einfaches Leben haben können. Woher nehme ich mir die Freiheit, oder besser die Frechheit, mein Leben so umständlich zu gestalten, den Staat, die Kirche und den Elterngeldbeutel zu schröpfen, wo es die Pille seit dreißig Jahren schon gibt?; Grand Marnier hat mir einer geschenkt, es ist zwei Uhr morgens, es ist der 15. Juli 1992, vor hundert Jahren ist einer geboren, als *wohlgeborenes Bürgerkind*, wie er sich später in der Berliner Chronik bezeichnete, seine Eltern nannten ihn Walter, weiß der Teufel warum, ich schabe eine weiße Bakterien-schicht von den Zähnen; ich krame den vergilbten, aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Lehrerschreibmaschine beschriebenen Zettel aus meiner Schreibtischschublade, nein, die Möbel gehören mir nicht, sie gehören der katholischen Landeskirche, dieser Zettel ist wahrscheinlich das älteste Ding überhaupt, das ich besitze, außer mir selbst, natürlich bin ich betrunken; ich nähe

diesen Zettel in einen Plastikbeutel ein, der ist besonders geeignet zum Einfrieren von Obst und Gemüse, und stecke mir den in Plastik eingewickelten Spruch in die Unterhose, möge es mir helfen. Es dämmt bereits, als ich beschließe, mir den Kuß zu holen, den erlösenden Kuß, als ich beschließe, eine moderne Frau zu werden, eben eine Frau mit Charakter und ohne ein irgendwie gottgewolltes Schicksal.

Am nächsten Tag beginne ich mit den Reisevorbereitungen. Als erstes schnappe ich mir eine Zehnerpackung Präservative aus der diskreten Migros. Das Fräulein will wohl ihr Schicksal herausfordern, sagt die Kassiererin, und starrt entsetzt auf die Präservativschachtel; ich habe bei der Migros gearbeitet, mein Schicksal ist stadtbekannt, das kann ich nicht einfach abändern: Drei reisende Liebhaber, wer wollte vom ersten auch wissen, drei Kinder, im Abstand von jeweils drei Jahren, das vierte wird von der Kleinstadt erwartet. Ich bezahle wortlos; es wird mir keine Schamtüte gereicht, obwohl ich mich schämen sollte; ich stopfe die Präservativschachtel in eine mitgebrachte durchsichtige Plastik-tüte, schlendere durch die Sommerstraßenleere und übe die sinnlich aufgeworfene Lippenstellung. Ans Zähneputzen denke ich noch immer nicht, das erschiene mir geradezu obszön.

Die Kinder bringe ich zu meiner Mutter, die vom Mutterberuf restlos im Großmutterberuf aufgegangen ist.

Ich fahre nach Spanien für ein paar Tage, das Geld kriege ich von der Beratungsstelle für Familienplanung, sage ich zu meiner Mutter, ich bekomme Feriengeld für alleinerziehende Mütter. Mutters Haare sind von einem gelbstichigen Weiß, wie immer schon, seit ich sie kenne, ihr Bauch geht schwanger, wie immer schon, seit ich sie kenne, vor Jahren schwanger mit einem Kind, heute ist er aufgebläht mit Kummer-speck, sagt resigniert meine Mutter, die Sekretärin von 1957, und: Ich habe mir immer alles selber verdient, sagt sie, und hat diesmal keine Angst, ich könnte es aufschreiben, das wünscht sie sich vielleicht sogar, ihre Rechtschaffenheit auf meinem Papier wiederzufinden: die Aussteuer, das Schlafzimmer habe ich mit in die Ehe gebracht, auch die Sekretärinnenschule habe ich damals selber bezahlt, mit der Arbeit im Hotel, als Zimmermädchen, als Buffettochter, und der Herr Doktor Geiger, der früher bei der Ciba war und nach seiner Pensionierung bei uns im Hotel gewohnt hat, der hat mir jeden Mittwoch einen Franken Trinkgeld gegeben, da war ich noch keine zwanzig, aber ich konnte sparen, so kurz nach dem Krieg.

Der Schweiß läuft mir in den Mund im klimatisierten Catalan Talgo, in Port Bou steige ich aus, Port Bou: ein Ort in Spanien an der Grenze zu Frankreich; ich bin in Spanien, das genügt mir, von Benjamin weiß ich nichts. Das Meer ist geradezu blödsinnig blau, als spiegle es die Augen meiner Mutter.

Una senyora bin ich hier, eine Frau, nichts von diesem angeblich südländischen bella-ragazza-Getue, komischerweise. Mein früher vorhandenes Interesse für Kunst und Kultur irgendeines Spanien hat längst schon abgedankt, ich lege mich an den Strand, in die hinterste Reihe zwischen die abgeschabten oder aufgeplusterten Familienfrauen, und fülle mir die Augen mit dem Sommerlabyrinth, mit trägen Fleischstücken und farbigen Stoff-Fetzen, empfinde mich selber als ein stoffbespanntes Stück Körper, das sich mechanisch bewegt, zum Strandrestaurant und zurück, ein essendes Stück Masse nenne ich mich, wenn ich mich mit mir unterhalte; ich verbringe die Tage mit Essen, ohne so recht zu wissen warum, stopfe mir Eis und Schokolade in den Mund, und alle Arten von Fisch, ich habe einen ausgeprägten Appetit auf Fisch, drei Tage lang esse ich mich aus meiner Menschenform heraus, aus meiner Frauenform, bis mir die Augendeckel zuklappen, nicht vor Wonne einer Kußvorstellung, nein, ich bin vor Hitze, Völle und Zahnschmerzen ohnmächtig geworden.

Da liege ich also; eine von vielen am körnigen Sandstrand, und scheinere bereit, als dreifach von Mutterschaft gekröntes Fräulein mit jüngerlichem Mund in meiner Ohnmacht zu versinken, als sich ein sogenanntes Bild von einem Mann auf meinen rotglühenden Leib wirft; der Mann preßt seinen Mund auf den meinigen, er drückt

mir seinen Atem hinein und saugt meinen übelriechenden aus mir heraus, er küßt mich, es sieht so aus, als küsse er mich, und wirklich, mein Brustkorb hebt sich und senkt sich in unerlebter Gefühlsaufwallung, die mir endlich erlösend den Magen umdreht.

Ich übergebe mich.

Ich erbreche das ganze unverdaute Essen der letzten Tage, und die Ekelschreie bahnen sich einen Weg durch meinen zugeschnürten Hals; sie hören sich an wie ein spätes Echo all dieser eingestopften Vater-tonleitern.

Im Friedhof von Port Bou, im leuchtend weißen, habe ich die Tonleitern begraben,

die jetzt neben Walter Benjamins Grabstein als erbrochene Fischleichen zum Himmel stinken. Irgendwie wird der Geruch schon vergehen, denke ich mir.

Zu Hause, zurück in meiner Dachwohnung, lese ich Benjamin in der Stille, die zwischen der Nacht und dem Tag sich ausbreitet, zwischen den Kindern und mir, putze mir mit meiner neuen gelben Bürste die Zähne sauber, bevor ich ins Bett gehe, und ich verstehe einen halben Satz von Hermann Cohen, der von Benjamin am Schluß seines Essays zitiert wird: ... *daß jede tragische Handlung, so erhaben sie auch auf ihrem Kothurn schreite, einen komischen Schatten werfe ...*

Ruth Schweikert, geboren 1965, Schauspielerin und Schriftstellerin, Mutter von zwei Söhnen, wohnhaft in Aarau.